

Buchbesprechungen

**Archäologie Bern/Archéologie bernoise. Jahrbuch des
Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2009/
Annuaire du Service archéologique du canton de Berne 2009.**

Bern: Verlag Rub Media 2009. 235 S. ISBN 978-3-907663-17-2.

**Archäologie Bern/Archéologie bernoise. Jahrbuch des
Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2010/
Annuaire du Service archéologique du canton de Berne 2010.**

Bern: Rub Media 2010. 281 S. ISBN 978-3-907663-24-0.

Die beiden Bände zu den archäologischen Jahren 2008 und 2009 sind in ihrer Form Früchte der Reorganisation des Archäologischen Dienstes des Kantons Berns (ADB) im Jahr 2007 und des neuen Konzepts für die Veröffentlichungen. Konturenreicher und farbiger als früher kommen nach einem ersten auch die Bände 2 und 3 der neuen Reihe der Jahrbücher daher. Sie sind Rechenschaftsberichte über die Tätigkeit des jeweiligen Jahres. Wiederum wird in jedem Jahresband eine Liste der Fundstellen und archäologischen Aktivitäten publiziert (Fundberichte). In zwei, drei oder auch mal vier Sätzen wird dort die Arbeit umschrieben und in knapper Weise wissenschaftlich gewürdigt. Die Liste gibt einen Überblick über die Gesamtheit der Tätigkeit des ADB im Berichtsjahr. Ausgewählte Fundstellen werden in Kurzberichten von vier bis acht Seiten Länge in gut lesbarer und attraktiv illustrierter Weise näher vorgestellt. Im Band zum Jahr 2008 sind das 21 von 106 Fundstellen, für das Jahr 2009 22 von 101 Fundstellen. Die Auswahl mag vielleicht etwas vom Zufall geleitet sein, aber wer in einem Band einen Artikel vermisst, wird vielleicht im Folgejahr fündig, da eine Fundstelle den ADB ja über Jahre beschäftigen kann und ein Kurzbericht, und erst recht ein Aufsatz, manchmal erst in einem späteren Jahr gerechtfertigt scheint. Wissenschaftliche Aufsätze, die längste der im Jahrbuch gewählten Formen, hier von manchmal gegen 50 Seiten Länge wie z.B. der Aufsatz über Reichenbach, Burg und Letzi Mülönen (2009) oder Spiez, Einigen, Hollenweg 3 (2010), schliessen die Berichterstattung ab.

Für die meisten Texte in den Jahresberichten gilt, dass Informationsfülle, Lesbarkeit und Publikumsfreundlichkeit realisiert wurden (gesetztes Ziel, im Vorwort des Bandes zum Jahr 2007 formuliert). Die Herausgeber bleiben dem für die Publikation gewählten Konzept von 2007 mit guten Gründen treu. Inhaltlich überzeugt es. Und über das vielleicht etwas unruhige Layout kann man auch hinwegsehen. Die Publikation ist im Titel zweisprachig gehalten. Es stehen auch tatsächlich Texte in deutscher und französischer Sprache nebeneinander, weil ja in beiden Sprachgebieten geforscht

wird und Autorinnen und Autoren beiderlei Zunge im ADB beschäftigt sind. Übersetzungen werden aber keine geliefert, ebensowenig Kurzzusammenfassungen in der jeweils anderen Sprache, bis auf eine Ausnahme im Band für das Jahr 2010. Zweisprachigkeit muss man beim Leser oder bei der Leserin darum voraussetzen, aber die Publikation wendet sich ja auch an ein grösstenteils an Wissenschaft interessiertes oder für die Wissenschaft tätiges Publikum. Die Texte sind aber verständlich geschrieben und reich illustriert, sodass sie auch interessierte Laien erreichen. Integral in beiden Sprachen vorhanden sind das Vorwort und der Tätigkeitsbericht.

Der Bericht für das Jahr 2009 nennt als Hauptaufgaben des ADB die Überprüfung von 5876 (Vorjahr 5781) Baupublikationen und daraus erwachsend 261 schriftliche Stellungnahmen. Weiter wurden 160 (Vorjahr 155) Grabungsorte betreut, kleine mit Aufwand von ein paar Stunden, aber auch solche, die Monate beanspruchten. Die grössten waren die prähistorische Seeufersiedlung Sutz-Lattrigen und Täuffelen, die Überreste des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Galgens von Bern (Schönberg Ost), die Keltengräber und das römische Gutshofareal in Ipsach (Räberrain) sowie Ausgrabungen in Kallnach, Langenthal, Moutier und Studen. Auch wurden im Laufe des Jahres 2009 weit über hundert Anlässe zur Information der Öffentlichkeit mit manchmal gegen 500 Interessierten durchgeführt. Weiter galt es, mitzuhelfen bei der Vorbereitung der Unesco-Kandidatur «Palafittes».

Ein interessanter Artikel im Band 2010 thematisiert das in Entstehung begriffene repräsentative (archäologische) Inventar, in dem derzeit knapp 4000 Fundstellen verzeichnet sind. Die Verteilung dieser Fundstellen ist heute nicht repräsentativ. Funde in Siedlungsgebieten sind häufiger, weil dort häufiger interveniert werden musste als in Randregionen, oder aber, weil in einem gewissen Gebiet systematisch gearbeitet wurde (Beispiel Gadmen- und Gental, wo im Rahmen eines Projektes viele neue Erkenntnisse zu Siedlungsstrukturen der Vergangenheit gemacht wurden, die sonst nicht einfach so entdeckt worden wären). Die Lücken in diesem Inventar möchte man in den nächsten Jahren verkleinern oder ganz schliessen.

Ein anderer Artikel im gleichen Band thematisiert den Umstand, dass 80% aller Metallobjekte, die gefunden werden, und das sind immerhin 20% aller Funde überhaupt, sofort nach ihrer Bergung einem irreversiblen Abbauprozess ausgesetzt sind und längerfristig der gänzlichen Zerstörung anheimfallen. Im Band 2009 wird auch kurz das 40-Jahre-Jubiläum des ADB thematisiert. Die vierzig Jahre sind sicher nicht «zweifelhaft», wie im Vorwort zu 2009 geschrieben wurde, aber sie decken lediglich einen Viertel der Periode ab, seit der im Kanton Bern zur Sicherung des Wissens über unsere Vergangenheit mit Hacke und Spaten ausgerückt wurde. Sympathisch an den Jahresberichten ist auch, dass es in den Jahrbüchern nach dem neuen Konzept nicht

allein um die Arbeit und die Erfolge des ADB geht, sondern die Menschen dahinter seit 2008 auch ein Gesicht haben.

Walter Thut, Muri b. Bern

Blatter, Andreas: Wylerhüsli.

Legendäres Arbeiterquartier im Berner Wylerfeld.

Münsingen: A. Blatter 2011. 120 S. ISBN 978-3-033-03070-1.

Die Stadt Bern errichtete 1889–1892 auf dem Wylerfeld eine Siedlung mit rund 100 Wohnungen für arme Familien, um die herrschende Wohnungsnot zu lindern. In den vorangegangenen Jahrzehnten hatte das bauliche Wachstum der Stadt mit der Bevölkerungszunahme nicht mithalten können. Deshalb fehlte es insbesondere an günstigem Wohnraum. 1888 änderten die politischen Mehrheitsverhältnisse von einer konservativen Stadtregierung zu einer reformorientierten Koalition von Freisinn und Sozialdemokraten. Diese realisierten innerhalb weniger Jahre wichtige sozialreformerische Projekte. Dazu gehörte auch der erste gemeinnützige Siedlungsbau einer Schweizer Stadt. Die zweistöckigen Häuser im Wylerfeld umfassten kleine Wohnungen mit einer Küche, zwei Zimmern und einem Estrich. Die Toiletten befanden sich ausserhalb der Gebäude. Erst ab 1914 verfügten die Wohnungen über einen Wasser- und einen Gasanschluss. Bis dahin musste das Wasser an Brunnen auf der Strasse geholt werden, und gekocht wurde auf Holzherden. 1955–1972 ersetzte die Stadt die Häuschen durch vierstöckige Wohnblocks sowie vier Hochhäuser mit insgesamt 400 Wohnungen, die Badezimmer, Kanalisationsanschluss, Zentralheizung und grössere Wohnflächen boten.

Der Pressefotograf Andreas Blatter wuchs im Wylerfeld auf und erlebte als Kind, wie die alte Siedlung in den 1950er-Jahren abgerissen wurde. Er stand bis in die Gegenwart in Kontakt mit Quartierbewohnern und recherchierte in Archiven und in privaten Sammlungen nach Fotos und weiterem Material zur Geschichte der Wylerhüsli. Das Ergebnis ist ein mit Anekdoten gespicktes Buch, das die Geschichte eines Berner Stadtquartiers dokumentiert, das so nicht mehr existiert.

Blatter geht auf die Entstehungsgeschichte der Siedlung Wylerfeld ein und schildert das Alltagsleben im Quartier sowie das Verhältnis der Quartierbewohner zu ihrem Umfeld. Besonders die historischen Fotos lassen nachvollziehen, wo sich die abgerissenen Häuser befanden und wie sie bewohnt wurden. Fotos von Innenräumen illustrieren die bescheidene Lebensweise der Menschen in diesem Quartier. Eine Tabelle zeigt zudem, wie viele Personen 1894 in jeder Wohnung lebten: In den zwei Zimmern wohnten vorwiegend Familien mit vielen Kindern. Sehr oft war auch ein Zimmer an weitere Personen untervermietet, so dass bis 15 Menschen pro Wohnung gezählt wurden.

Die Hausordnung von 1892 hielt die Bewohner an, sich «ausserhalb der Wohnung ruhig, anständig und friedfertig zu betragen». (26) Die Zimmer waren täglich zu reinigen und zu lüften. Kaninchen- und Hühnerställe waren im Keller und vor den Stubenfenstern nicht erlaubt. Dies zeigt, welche heiklen Fragen es im Alltag zu regeln galt.

Da viele Familien hier wohnten, die von der Sozialfürsorge unterstützt wurden, mussten die Kinder schon früh etwas zum Verdienen beitragen. Viele Menschen lebten am Existenzminimum und hungerten phasenweise. Gelegenheitsdiebstähle von Früchten und Gemüse in benachbarten Gärten waren keine Seltenheit. All dies führte dazu, dass das Quartier einen schlechten Ruf hatte. Sogar die Genossenschaftssiedlung Wylergut, die 1943–1947 jenseits der Bahnlinie am Aarehang entstand, versuchte sich von der Bewohnerschaft des Wylerfeldes abzugrenzen. Im Wylergut (Wylerdörfli) lebten Angestellte des Bundes, die als Eigentümer oder Mieter hier eingezogen waren.

Die Entbehrungen im Alltag und die Stigmatisierung als Armeleutequartier förderten das Zusammenhörigkeitsgefühl der Wylerfeldbevölkerung. Dies kommt bei Aussagen der befragten Personen zum Vorschein, die sich bis heute mit ihrem Quartier identifizieren. Von 1952 bis 1997 trafen sich die «Wylergiele» alle drei Jahre im Restaurant Jardin, um bei Essen und Musik in vergangenen Zeiten zu schwelgen.

Christian Lüthi, Bern

Gutmann, Andre: Die Schwabenkriegschronik des Kaspar Frey und ihre Stellung in der eidgenössischen Historiographie des 16. Jahrhunderts, 2 Bde.

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2010 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, 176. Band, Teil I und II). 1002 S. ISBN 978-3-17-020982-4.

Knapp über tausend Seiten umfasst die 2007/08 an der Universität Freiburg angenommene Dissertation von Andre Gutmann. Die geduldige Lektüre, dies sei vorausgeschickt, lohnt sich!

Brennpunkt der Arbeit ist die in einer Abschrift des 16. Jahrhunderts (Thurgauische Kantonsbibliothek) vorliegende Chronik des Schwabenkriegs des Notars Kaspar Frey. Die wichtigsten Ergebnisse Gutmanns sind die Identifikation des Autors dieses bislang nicht in den Kanon spätmittelalterlicher Chroniken der Eidgenossenschaft eingeführten Texts, dessen Verortung in der Historiographie als eines der frühesten Werke über den Schwabenkrieg, schliesslich die Edition des Texts (inkl. Editionsgrundsätze, Rekonstruktion der Textverluste, Glossar und Register).

Kaspar Frey war während des Kriegsjahrs 1499 Stadtschreiber (seit 1494) und Schultheiss (seit Juni 1498) von Baden. Im Februar 1499 wurde er «oberhoptman» der städtischen Auebote und deren Zusätze, die bis Kriegsende die Besatzung von Koblenz und Klingnau stellten. Im Juni 1499 wechselte Frey in den Dienst des Abts von St. Gallen, wo er als Diplomat, Lehenvogt und Reichsvogt in Rorschach bis 1515 blieb. Anschliessend war Frey bis 1526 Stadtschreiber von Zürich; als er altershalber zurücktrat, wurde er in den Rat gewählt. Er starb wenig später im Winterhalbjahr 1526/27 im Alter von etwa 60 Jahren.

Freys Chronik umfasst den Zeitraum von Dezember 1498 bis zum Basler Frieden vom 22. September 1499. Der letzte Abschnitt enthält einen Verweis auf eine Fortsetzung der Erzählung. Diese macht Gutmann in einem bis 1509 reichenden, im gleichen Frauenfelder Codex liegenden Text aus, dessen weitere Analyse wünschenswert ist.

Wichtigster Zeuge für die Identifikation des Autors ist Valerius Anshelm. Bei der Darstellung der Friedensverhandlungen in Basel folgt er dem Text der Schwabenkriegschronik und fügt hinzu, dies habe der damals anwesende «Caspar Fryg» berichtet.¹ Die Präsenz Freys in Basel als Amtmann des Abts von St. Gallen ist denn auch eine der verschiedenen Informationen, die der Text selbst zur Identifizierung des Autors beiträgt.

Auch die Entstehungszeit des Werks lässt sich nicht direkt aus dem Text ableiten. Die Eingrenzung gelingt Gutmann über den Vergleich mit der Reimchronik Niklaus Schradins. Dabei sind zwei Ergebnisse Gutmanns zentral: Erstens basiert Schradins Darstellung eindeutig auf der Chronik Freys und nicht umgekehrt, und zweitens wurde sie nicht, wie von der Forschung bislang angenommen, am 14. Januar gedruckt, sondern erst am 1. September 1500. Danach schrieb Frey seine Ausführungen gleich nach Kriegsende auf; das Werk dürfte bis April 1500 fertig gewesen sein. Die Chronik gehört damit neben den wohl noch während des Kriegs begonnenen «Acta des Tirolerkriegs», den Ansätzen des Luzerner Stadtschreibers Ludwig Feer vom Juni 1499, und der im Lauf des Jahres 1500 fertiggestellten Reimchronik von Johannes Lenz zu den frühesten historiographischen Bewältigungen des Schwabenkriegs.

Geradezu kriminalistisch mutet Gutmanns Rekonstruktion des weiteren Wegs der Chronik an. Nach Schradin, der als Kanzleischreiber der Abtei in St. Gallen bei der Abfassung der Reimchronik in persönlichem Kontakt mit Frey stand, nutzte ein unbekannter Zürcher Freys Text – vielleicht Heinrich Utinger – zwischen 1501 und 1503. In den nächsten Jahren wurde er zu einer wichtigen Quelle Heinrich Brennwalds. Von hier gelangte die Schwabenkriegschronik nach Bern in die Hände Anshelms. Möglicherweise erhielt dieser die Chronik auf die bei der Zürcher Regierung im August 1529 vorgebrachte Bitte nach chronikalischem Material hin, vielleicht geschah dies aber

auch im Austausch mit Angehörigen des reformierten, historisch tätigen Freundeskreises um Zwingli, in den unter anderen Frey (nunmehr als Stadtschreiber von Zürich), Brennwald und Utinger eingeschlossen waren. Die Sammelhandschrift in Frauenfeld entstand wieder im Zürcher Gelehrtenumfeld um 1560, in das der Text aus Bern erneut gelangt war.

Gutmans Arbeit ist einem hohen Positivismus verpflichtet. Er stellt Frey als reflektierten, nüchternen Historiker vor und sieht den Wert der Chronik folgerichtig unter dem Aspekt der Primärquelle zur Ereignisgeschichte. Gutmanns Akribie zeigt bei der Rekonstruktion der aktiven und passiven Rezeption die schönsten Früchte und lässt das faszinierende Bild eines immer wieder auffallenden gelehrten Diskurses um die richtige Darstellung des Schwabenkriegs aufscheinen. Allerdings wird die beeindruckende Detailfülle zuweilen zu einer Ansammlung von Informationen, die den Erkenntniswert nicht mehr zu erhöhen vermögen. So ist es wohl nur für lokalhistorisch Interessierte spannend zu erfahren, welchem Beruf Freys Schwager Hans nachging (er war Wirt im Kusen in Küsnacht am Zürichsee) oder wie die klerikale Karriere der Tochter aus erster Ehe von Freys Frau verlief (sie war Nonne im Dominikanerinnenkloster St. Gallen, zusammen mit ihrer Kusine).

Gutmann erleichtert den Lesern die Lektüre allerdings durch einen transparenten Aufbau, eine präzise Sprache und nützliche Verweise. Wer die Geduld für die tausend Seiten dennoch nicht aufbringen will, kann auf Artikel Gutmanns zurückgreifen.² Wer aber über die oben geschilderten zentralen Themen hinaus eine wahrhaft herkulische, mit höchster methodischer Sorgfalt gestaltete Arbeit nachvollziehen, dabei «ganz nebenbei» die Faktengeschichte des Schwabenkriegs, Details zur Kriegsorganisation, faszinierende Ausführungen zur Stellung professioneller Schreiber oder zur gelehrten Beschäftigung mit Geschichte im 16. Jahrhundert mitnehmen will, dem sei dieses imposante Werk der Historiographiegeschichte in seiner ganzen Fülle wärmstens empfohlen.

Regula Schmid, Freiburg i. Üe.

¹ Blösch, Emil (Hrsg.): Die Berner Chronik des Valerius Anshelm, Bd. 2, Bern 1884, 249.

² Gutmann, Andre: «Frey, Kaspar». In: Dunphy, Graeme (Hrsg.): The Encyclopedia of the Medieval Chronicle, Bd. 1, Leiden, Boston 2010, 639–640; Ders.: Blutvergiessen, Zerstörung und ungezügelter Hass. Wie ein Krieg einen Beamten zur Historiographie brachte. In: Rau, Susanne, Studt, Birgit (Hrsg.): Geschichte schreiben. Ein Quellenhandbuch zur Historiographie (1350–1750), Berlin 2009, 185–195; Ders.: Baden – St. Gallen – Zürich. Die wechselhafte Karriere des Chronisten Kaspar Frey. In: Argovia 120 (2008), 94–130.

**Haefeli, Ueli: Verkehrspolitik und urbane Mobilität.
Deutsche und Schweizer Städte im Vergleich 1950–1990.**

Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung,
Bd. 8. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2008. 380 S. ISBN 978-3-515-09133-6.

Ueli Haefeli, Historiker und Verkehrsplaner, universitärer Lehrer und Mitinhaber einer renommierten Planungsunternehmung, analysiert in seiner Berner Habilitationsschrift die regionalen und lokalen Verkehrsprobleme und deren Bewältigung im Zeitraum zwischen 1950 und 1990. Dabei greift er Bern, Basel und Zürich in der Schweiz und Bielefeld, Münster und Freiburg in Deutschland heraus, mit jeweiligen Schwergewichten auf Bern und Bielefeld. Methodisch handelt es sich bei der Studie um einen (internationalen) Vergleich. Dies verdient einen besonderen Hinweis, weil Haefeli dieses heute verbreitete Postulat wissenschaftlicher Umsicht in beispielhaft guter Weise einlöst. Hier werden nicht Äpfel mit Birnen verglichen, sondern in unaufgeregter, gebildeter Weise Begriffe geklärt, Fälle aufgearbeitet und Resultate verglichen. Dabei gehören die kurze, aber kenntnisreiche Darlegung der Rahmenbedingungen, die Beschreibung der Akteurguppen und der Verkehrsdiskurse zum Besten, was die aktuelle Verkehrsgeschichte zu bieten hat. Solche Vergleiche sind nicht zuletzt auch ein probates Mittel gegen die hierzulande vorschnelle Identifikation von Sonderwegen und Sonderfällen. Der Autor fördert viele Parallelitäten und Ähnlichkeiten zutage, aber auch einige interessante Differenzen.

Haefeli konstatiert am Ende des von ihm gewählten Zeitraums, um 1990, zwischen den Städten grosse Unterschiede bezüglich des Autoanteils im Verkehr: etwa hinsichtlich der Anzahl der Wege, von denen in Bielefelds Stadtverkehr beispielsweise 59 Prozent im motorisierten Individualverkehr zurückgelegt werden, in Bern aber nur 37 Prozent. Weitere wichtige Differenzen sind die in den Schweizerstädten bedeutend geringere PKW-Dichte und die gleichzeitig deutlich häufigere Benützung des öffentlichen Verkehrs. Diese Unterschiede seien nach den gängigen verkehrswissenschaftlichen Kriterien wie «Bevölkerung, Stadtgestalt oder Einkommen und Preise im Verkehr» (18) nicht zu erklären.

Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage liegt nach Haefeli einerseits in einer Abkehr von der verbreiteten Auto-Fokussierung – er verneint dabei die überragende Bedeutung der Massenmotorisierung in diesem Zeitraum nicht – und andererseits in einer besonderen Thematisierung der Wechselwirkungen von Angebot und Nachfrage. Neben dem Verkehr wird hier der Begriff der Mobilität zum wichtigen Zusammenhang: «Mobilität bezeichnet [...] die Möglichkeit zur physikalischen Raumüberwindung, während Verkehr realisierte Ortsveränderungen umfasst» (16), «Mobilität als Handlungsoption und Verkehr als deren Realisierung» (297).

Am Anfang des beobachteten Zeitraums werden in den sechs Städten trotz der unterschiedlichen Kriegsfolgen durchaus ähnliche Mobilitätssysteme identifiziert, bei einer verkehrspolitischen Verfassung beider Länder, in der die Parallelitäten bei Weitem überwogen, während er am Ende, um 1990, Unterschiede feststellte, «welche 1950 wohl noch niemand für möglich gehalten hätte» (302). Diese Differenz ist nun aber nicht unbesehen allgemein auf die Schweiz respektive auf Deutschland zu beziehen, sondern nur auf die Städte und auf die radial auf diese hin- oder von diesen wegführenden Wege. Bei der Analyse der Differenzen kommt Haefeli zum Schluss, dass im Zeitraum der Massenmotorisierung in den schweizerischen Städten sowohl ein bezüglich Effizienz und Effektivität als auch hinsichtlich ökologischer Belange vorteilhafteres Mobilitätssystem als in den deutschen Städten entstand (303).

In der Fallstudie geht Haefeli diesen Prozessen nach, anhand von Bern beispielsweise der zunehmenden Dominanz der Automobile, dem Infrastrukturausbau nach dem Prinzip der Verkehrstrennung, der Entwicklung von der euphorischen Zustimmung zum Autobahnbau, der Expressstrassenplanung, dem Scheitern dieser Konzeption der sogenannten Innenstadttangenten in den 1960er-Jahren zur umweltpolitischen Wende um 1970 und nach dieser zu den vielen verkehrspolitischen Vorlagen der 1980er- und 1990er-Jahre. Der in diesem Zeitraum vollzogene verkehrspolitische Wandel war tief greifend. Nicht gleich fundamental änderten sich jedoch die Vorzeichen bei der Verkehrsentwicklung selbst. Trotz der vielfachen Förderung des öffentlichen Verkehrs «ging de facto der Vormarsch des Autos weiter» (179).

Interessant sind die Gründe für die wachsende Differenz zwischen den ausgewählten Städten, Gründe, die Haefeli wegen des durchaus ähnlichen Ausgangspunkts im untersuchten Zeitraum der vier Nachkriegsjahrzehnte selbst verortet – und wesentlich ausserhalb verkehrsinhärenter Zwangsläufigkeiten findet. Er sieht durchaus wirtschaftliche, raumstrukturelle und akteurbezogene Faktoren, die allerdings alle die unterschiedlichen Entwicklungen nicht genügend zu erklären vermögen. Gerade die vielfältigen wirtschaftlichen Wirkungszusammenhänge bieten eine unsichere interpretatorische Basis, indem in beiden Ländern bei steigenden Haushaltseinkommen unterschiedliche Entwicklungen der Motorisierungsraten eintraten. Hier überlagerten andere Einflüsse die ökonomischen Preis-, Einkommens- und Nachfragemechanismen.

Neben all den Fakten und Interpretationen, die Haefeli ausbreitet, ist es nicht zuletzt auffallend, wie wenig sich verbreitete Erklärungsansätze oder gar Gewissheiten wie etwa «die stärkere Verbundenheit der Schweizer Bevölkerung mit dem öffentlichen Verkehr» auch wirklich in überzeugenden Argumentationslinien nachweisen lassen. Wichtiger sei auf jeden Fall gewesen, dass in den schweizerischen Städten die Mittel zur vom Volk gewünschten baulichen Zementierung der Autodominanz in den

1950er- und 1960er-Jahren knapper waren, was dazu führte, dass das Angebot des öffentlichen Verkehrs noch grösser war, als die verstopften Strassen und das gewandelte umweltpolitische Bewusstsein die Nachfrage steigerten – die Liebe zum ÖV nicht als Ursprung, sondern als erst später sich ergebende «positive Rückkoppelung» (309). Die Differenz bestand in den unterschiedlichen finanziellen Anreizen durch die jeweilige Bundespolitik, die in Deutschland stärker waren, aber gleichzeitig den Handlungsspielraum der Kommunen einschränkten. Sie hatten neben einzelnen Fehlinvestitionen allgemein eine geringere Effizienz des Verkehrssystems zur Folge (306f.). Auf der anderen Seite liessen die halbdirekte Demokratie und die Mechanismen des Föderalismus in der Schweiz weder eine kohärente, die Städte einbeziehende, langfristige Planung zu, noch ermöglichten sie eine Finanzierung der Bewältigung der städtischen Verkehrsprobleme.

Haefeli kleidet sein abschliessendes Fazit in die Form einer Frage: «Stehen wir also vor der paradoxen Situation, dass sich das deutsche System [...] kurzfristig als leistungsfähiger erwies, dass sich diese Vorteile aber langfristig in ihr Gegenteil verwandelten?» (314). Die dadurch erreichte Indifferenz ist Haefelis Ausweg in einem Forschungsfeld, in dem es noch viel zu tun gibt. Haefeli legt dazu eine gute, nach vielen Seiten hin offene, anregende Basis. Sie kann zur Lektüre nur empfohlen werden.

Hans-Ulrich Schiedt, Zürich

Holenstein, Rolf: Ochsenbein. Erfinder der modernen Schweiz.

Basel: Echtzeit Verlag 2009. 652 S. ISBN 978-3-905800-30-2.

Ulrich Ochsenbein war der erste Berner Bundesrat. Aus einfachen Verhältnissen stammend, knüpfte er im bernischen Seeland rasch ein enges Netz aus gesellschaftlichen, beruflichen, militärischen und politischen Kontakten. Diesem Beziehungsnetz verdankte er es, dass der Misserfolg im zweiten Freischarenkrieg keinen Karriereknick bedeutete. In rascher Folge wurde Ochsenbein bernischer Regierungsrat, Regierungspräsident, Tagsatzungspräsident, Präsident der Bundesrevisionskommission, Nationalratspräsident und schliesslich Bundesrat.

Bei der Ausarbeitung der Bundesverfassung von 1848 war er eine treibende Kraft, und ihm ist es nicht zuletzt zu verdanken, dass das Werk in der Rekordzeit von gut sechs Monaten ausgearbeitet, beraten und in Volksabstimmungen angenommen wurde. Wegen seinem Engagement für die neue Bundesverfassung zerstritt er sich allerdings mit verschiedenen Meinungsführern der Berner Radikalen. Die nächste Wiederwahl als Nationalrat schaffte er nur mithilfe der Konservativen, und 1854 fiel er nach dem Ausgleich zwischen Konservativen und Radikalen (der sog. «Fusion») endgültig zwischen

Stuhl und Bank. Er schaffte weder die Wahl in den Nationalrat noch die Wiederwahl als Bundesrat.

Mit 43 Jahren musste er sich von einem Tag auf den andern eine neue Existenz aufbauen. Er fand eine solche zum Teil in Frankreich als General von Napoleon III., zum andern verbrachte er den Rest des Lebens als Gutsbesitzer, Publizist und Anwalt auf seinem Landgut Bellevue. Der Versuch eines politischen Comebacks scheiterte, ebenso blieben seine Interventionen zur Juragewässerkorrektion und zum bernischen Eisenbahnbau ohne Wirkung.

Der Journalist Rolf Holenstein will Ulrich Ochsenbein wieder an den ihm in der geschichtlichen Erinnerung gebührenden Platz stellen. Dazu hat er eine Vielzahl von Publikationen benutzt, im Staatsarchiv Bern bisher unbekannte Briefe von Johann Rudolf Schneider (Nationalrat und treibende Kraft bei der 1. Juragewässerkorrektion) entdeckt, und er durfte aus dem Familienarchiv Courvoisier Briefe von Ochsenbein benutzen. Die Innensicht in ein Politikerleben vermittelt neue Sichtweisen. Allerdings: Dort, wo Innen- und Aussensicht auseinanderklaffen, folgt Rolf Holenstein ziemlich konsequent der Innensicht. Entstanden ist so ein dickes Buch (600 Seiten, davon gut 100 Seiten Anmerkungen), das flüssig, spannend, allerdings mit einer gewissen Neigung zum Dramatisieren, geschrieben ist.

In 11 Kapiteln (mit zum Teil etwas suggestiven Überschriften) wird der Werdegang von Ulrich Ochsenbein von seiner Geburt bis zu seinem Tod dargestellt. Das Schwerkgewicht liegt dabei stark auf der Zeit bis 1848, das heisst auf der ersten Lebenshälfte Ochsenbeins. Dieser Teil beansprucht gut drei Viertel des Umfangs, ein Kapitel befasst sich mit der sechsjährigen Amtszeit von Ochsenbein als Bundesrat und zwei kürzere Kapitel mit den 36 Jahren nach seiner Nichtwiederwahl als Bundesrat. Dieser letzte Lebensabschnitt, der eigentlich wenig bekannt ist, wird im Verhältnis zum Umfang des Buches leider eher stiefmütterlich abgehandelt.

Rolf Holenstein beschreibt Ochsenbein als «Erfinder der modernen Schweiz» und schreibt ihm auch eine Vielzahl von Ideen zu, die eigentlich im Zeitgeist lagen und die im Kollektiv der Bundesrevisionskommission und ihrer Unterausschüsse erarbeitet worden sind. Solche Übertreibungen wären eigentlich unnötig, ebenso die seitenlangen Attacken im Anmerkungsteil auf den ersten Biografen Ochsenbeins, der nach Holenstein reines «Ochsenbein-Bashing» betrieben habe und dem die meisten späteren Autoren abgeschrieben hätten. Eine sehr gewagte Behauptung! Ob die interessante, aber etwas langfädige und umfangreiche Biografie ihren Zweck erfüllt, sei dahingestellt. Die Geschichte des ersten nicht wiedergewählten Bundesrates dürfte indessen je nach politischer Präferenz auf unterschiedliches Echo stossen.

Jürg Segesser, Münchenbuchsee

**Hubacher, Helmut: Geschichten à la carte.
Kolumnen und Anekdoten. Vorwort von Peter Bichsel.**

Oberhofen: Zytglogge 2010. 332 S. ISBN 978-3-7296-0806-1.

Er kann's nicht lassen – zum Glück nicht. Hubacher liest sich nämlich immer kurzweilig, so wie er als Akteur auf der politischen Bühne auch nie langweilig war. Nach *Tatort Bundeshaus* (1994, 8 Auflagen), *Wohlfahrt oder Talfahrt* (1997, 2 Auflagen), *Aktenzeichen CH* (2004, 2 Auflagen) und *Schaubühne Bern* (2007) folgt jetzt der fünfte Streich. 114 Kolumnen aus der *Schweizer Illustrierten* hat er für den Band ausgewählt, die jüngste vom 15.3.2010, die älteste vom 3.1.2000. So arbeiten sich Leserin und Leser vergnügt, fasziniert, amüsiert, beeindruckt, gelegentlich kopfschüttelnd, aber nie gelangweilt, durch zehn Jahre helvetischer Tagespolitik zurück. Helmut Hubacher ist, je nach Objekt und Gelegenheit, mal scharfsinniger Analyst, gescheiter Kommentator, nachdenklicher Mahner, selbstironischer Polemiker, kämpferischer Linker, versöhnlicher Beobachter. Altersmilde ist allerdings kaum zu diagnostizieren, aber mit dem Alter zunehmende Objektivität. Seine eigenen Genossen bekommen nämlich gerade so ihr Fett weg wie politische Gegner zur Rechten. Man goutiert die pointierten Aussagen und die geschliffene Sprache und hat einige Aha-Erlebnisse, weil man die letzten zehn Jahre Gegenwartsgeschichte der Schweiz ja auch miterlebt hat. Es gibt Kommentare von geradezu stupender Aktualität. Beispiel: «Die atomaren Stromfabriken gehören nicht zum ungefährlichen Inventar einer Industriegesellschaft. Gleichwohl vertrauen ihre Betreiber auf den lieben Gott und nicht etwa auf den Blitzableiter. Das störte die Mitglieder der vom Bundesrat eingesetzten Aufsichtskommission überhaupt nicht. Dort sassen lauter AKW-Fundis. Sogar kritische Befürworter der Atomenergie wurden nicht geduldet, geschweige denn AKW-Gegner. So kontrollierten die Kontrollierten ihre Kontrolleure» (238, Kolumne vom 3.1.2000).

Der Band wird abgerundet durch 20 Anekdoten, die verschiedenste Gebiete beschlagen. Herrlich die Geschichte der Panzerbeschaffung. Mit dem Rüstungsprogramm 1984 beantragte der Bundesrat den Kauf von 420 deutschen Leopard-Panzern für 4,5 Mia Franken. Hubacher recherchierte in Bonn. Die Bundeswehr hatte die Karren für die Hälfte beschafft. Hubacher brachte es fertig, dass als neutraler Gutachter Nicolas Hayek beigezogen wurde, der einen vernichtenden Bericht ablieferte. Hubacher liess das Geschäft zum Entsetzen von Bundesrat Delamuraz durch eine Indiskretion über den *Sonntagsblick* platzen und sparte der Schweiz immerhin 900 Mio Franken. Ergötzlich auch die Idee von Otto Stich, seinem Intimfeind Hubacher die Stelle des BLS-Direktors zu verschaffen. Das war allerdings damals die Domäne der bernischen SP.

Das Vorwort von Peter Bichsel ist nett, aber eigentlich überflüssig.

Christoph Zürcher, Bern

Huber, Werner; Jantscher, Thomas: Bahnhof Bern 1860–2010: Planungsgeschichte, Architektur und Kontroverse.

Hrsg. von der SBB-Fachstelle für Denkmalschutzfragen und Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK). Zürich: Scheidegger & Spiess, 2010. 223 S. ISBN 978-3-85881-316-9.

Das vorliegende Buch erschien aus Anlass des 150-jährigen Bestehens des Bahnhofs Bern. Es ist der dritte Band in der Reihe «Architektur- und Technikgeschichte der Eisenbahnen in der Schweiz». Der Titel der Reihe sagt auch schon, dass es sich hier um eine (erweiterte) Architekturgeschichte des Bahnhofs handelt. Wer Aussagen über die wirtschaftlichen und sozialen Implikationen des Bahnhofs für Bern erwartet, dürfte enttäuscht sein. Das soll aber kein Vorwurf sein, da dies gar nicht die Absicht des Autors ist: Ihm geht es in erster Linie um die Baugeschichte und um das Verständnis für die heutige Situation des Bahnhofs.

Die Darstellung ist chronologisch aufgebaut und bietet eine Übersicht über die Geschichte des Bahnhofs seit der Anbindung Berns an das Eisenbahnnetz. Nach einer kurzen Darstellung der ersten Jahrzehnte folgt eine Analyse der städtebaulichen Situation, in die der neue Bahnhof eingebettet wurde. Nachdem noch die topografische Lage der Stadt den Ausschlag für die Standortwahl des Bahnhofs gegeben hatte, begann der Bahnhof jetzt die städtebauliche Situation zu verändern. Bekannt ist der Abriss des Christoffelturms, aber es sei auch an den Bau der Gebäude um den Bahnhof herum erinnert: das Hotel Schweizerhof, die Bollwerkpost oder die Geschäftsbauten rundherum (oberes Ende der Spitalgasse, Eidgenössische Bank etc.) nehmen direkten Bezug auf den Bahnhof. Dabei geht in der Darstellung auch nicht vergessen, wie sich der öffentliche Verkehr der Stadt nach dem Bahnhof ausrichtete, der sich, obwohl anfangs «ausserhalb» der Stadt gelegen, bald zum neuen Zentrum entwickelte. Der Bahnhof wurde ursprünglich als Kopfbahnhof gebaut; das erwies sich schon bald als ungeeignet, und was folgte, ist eine lange (Leidens-)Geschichte des Umgangs mit dieser frühen Standortwahl. Die Grosse Schanze stand der Erweiterung des Bahnhofs immer wieder im Weg, und dementsprechend zahlreich waren die Lösungsvorschläge, welche Umbauten oder einen andern Standort vorsahen. Zuerst wurde die Anlage als Durchgangsbahnhof gestaltet, später folgten verschiedenste Erweiterungen und Umbauten von Geleiseanlagen und Gebäuden. Nach dem Teilabbruch des Hauptgebäudes Anfang der Dreissigerjahre kam als nächste grosse Etappe der Ersatz der «roten Brücke» durch den modernen Eisenbahnviadukt, der die Kapazität des Bahnhofs stark erweiterte. Nun musste auch der Bahnhof selbst der neuen Kapazität der Brücke angepasst werden, was nach langer Planung Ende der 1950er-Jahre in Angriff genommen wurde. Nach

der Verbreiterung der Geleiseanlagen unter die Grosse Schanze folgten im Verlauf der 1960er- und 1970er-Jahre die Gebäude rundherum. Schon bald zeigten sich die Nachteile der damaligen Lösung, und es folgte die Arbeit am letztlich gescheiterten Masterplan. In diesem Zusammenhang sei festgehalten, dass auch viele frühere, nicht verwirklichte Projekte vorgestellt werden. Damit vermeidet der Autor eine Geschichtsschreibung, die eine bestimmte Entwicklung als «zwangsläufig» oder «zielgerichtet» darstellt. Der Leser stellt immer wieder fest, wie viele Varianten oftmals diskutiert und wieder verworfen wurden, obwohl sie aus heutiger Sicht durchaus Entwicklungspotenzial gehabt hätten. Mit der Schilderung der jüngsten Arbeiten am Bahnhof, unter anderem der «Welle» im Westen und des Bahnhofplatzumbaus, führt uns der Autor in die Gegenwart. Allein, er bleibt nicht dort stehen: Auch zukünftige Projekte für den Aus- und Umbau des Bahnhofs werden vorgestellt und diskutiert. Abgeschlossen wird die Darstellung mit einem chronologischen Überblick über die Entwicklung des Bahnhofs.

Der Bahnhof Bern erhält mit der vorliegenden Darstellung eine ansprechende Würdigung. Der Autor versteht es ausgezeichnet, die vielen Gutachten, Verbesserungsvorschläge und die tatsächlichen Lösungen in den jeweiligen gesellschaftlichen, städtebaulichen und politischen Kontext einzubetten und nachvollziehbar zu machen. Unterstützt wird der Leser dabei durch eine grosse Anzahl Grafiken, Karten und Pläne. Zudem verwendet der Autor eine ausgezeichnete Auswahl an teilweise unveröffentlichten Bildern, die den Text perfekt ergänzen. Bern erhält damit ein ausführliches Nachschlagewerk zu einem zentralen Thema seiner baulichen Entwicklung.

Philipp Stämpfli, Bern

James Cook und die Entdeckung der Südsee. Katalog zur Ausstellung «James Cook und die Entdeckung der Südsee» (07.10.2010–13.02.2011).

Hrsg.: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH, Bonn; Kunsthistorisches Museum mit Museum für Völkerkunde und Österreichischem Theaternuseum, Wien; Historisches Museum Bern. Zürich: Neue Zürcher Zeitung 2009. 276 S. ISBN 978-3-03823-584-2.

Es sind eindruckliche Zahlen, die uns die Dimension von Cooks Reisen bewusst machen sollen: Mehrere zehntausend Meilen Schiffsfahrt um den ganzen Globus, unvorstellbare Mengen an Lebensmitteln, Alkoholika, lebenden Tieren, Tierfutter, Werkstoffen etc. in den engen Laderäumen der relativ kleinen Expeditionsschiffe, zahlreiche Tote sowohl in den Reihen der Schiffsmannschaften als auch in denjenigen der unterwegs angetroffenen Eingeborenen. Als «Gegenwert» zu diesen «Aufwendungen»: Weit mehr

als 2000 exotische Gegenstände menschlicher Produktion und aus dem Naturreich, 65 Gemälde, 600 Aquarelle/Gouachen/Zeichnungen, 130 Kupferstiche sowie 2000 naturkundliche Darstellungen, zahlreiche kartografische Aufzeichnungen, eine grosse Menge astronomischer, meteorologischer, allgemein naturwissenschaftlicher Daten, Log-, Reise-, Tagebücher. Ein überreicher Fundus also, aus dem die Macherinnen und Macher der Ausstellung *James Cook und die Entdeckung der Südsee* schöpfen konnten.

Wer die Ausstellung in Bonn (August 2009 bis Februar 2010), Wien (Mai bis September 2010) oder Bern (Oktober 2010 bis Februar 2011) gesehen hat, dem haben die fast 600 ausgestellten Objekte einen überwältigenden Eindruck der ausserordentlichen Leistungen von Cook und seinen Leuten geboten. Noch mehr in Erstaunen versetzt wurden die Besucher aber über die Einblicke in weitgehend unbekannte und heute fast gänzlich untergegangene Kulturen ehemals sogenannter wilder Völker, denen die europäischen Forschungsreisenden unter Cooks Leitung im süd pazifischen Raum, in subantarktischen Gewässern sowie auf den Inseln und an den Küstenstreifen des arktischen Pazifiks begegnet waren.

Ob der gezeigten Fülle konnte sich da rasch ein Gefühl des Überfordertseins einstellen. Die Einordnung der Exponate, die die Reisen der europäischen Seeleute und Forscher dokumentierten, konnte mit gängigem Hintergrundwissen und einiger Vorstellungskraft noch halbwegs geleistet werden. Auch die Objekte, die die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Reisen illustrierten, waren für fleissige Museumsbesucher wohl noch einigermaßen in gängige Wissensraster einzubauen. Aber all die exotischen ethnografischen Gegenstände, all die Werkzeuge, Gerätschaften, Waffen, Alltagsgegenstände, Kleider, Materialien, Funktionen, Herstellungsweisen: Tausend Ähnlichkeiten, tausend Unterschiede – Informationsoverkill und gleichzeitig Orientierungsverlust.

Zum Glück haben die Ausstellungsmacher/-innen diese Probleme offensichtlich vorausgesehen und einen dicken Katalog zusammengestellt, der viele – wenn auch nicht alle – Fragen des faszinierten und stellenweise ratlosen Publikums klärt. Und wer die Ausstellung nicht gesehen hat, kann in dieser Publikation sein Versäumnis teilweise wettmachen.

Mehr als die Hälfte des Umfangs dieses Werks nimmt der Katalogteil ein. In dreizehn Kapiteln, die geografisch geordnet sind (ausser den ersten beiden, die sich dem Personal und der Ausrüstung der Cook'schen Reisen widmen), werden die Exponate vorgestellt und beschrieben und oft auch fotografisch abgebildet. Die obligatorischen Angaben: Bezeichnung, Herkunft, Datierung, Materialien, Masse, Standort, werden durch meist kurze erklärende Texte z.B. über die Bedeutung des Objekts, seine Herstellungsweise, seine Geschichte, Beziehungen zu anderen Ausstellungsstücken etc.

ergänzt. Die attraktive Gestaltung trägt dazu bei, dass man immer wieder zum Blättern und Schmökern verleitet wird, an diesem oder jenem Objekt hängen bleibt und zu Vergleichen angeregt wird. Wäre das Buch nicht zu schwer und unhandlich, man hätte es beim Gang durch die Ausstellung regelmässig konsultieren sollen. So aber bleibt das Vergnügen, sich in aller Ruhe in eine unbekannte Welt versetzen lassen zu können.

Wer angesichts dieser Horizonterweiterung noch mehr erfahren möchte über Cooks Unternehmen, die von ihm besuchten Völker, geschichtliche Hintergründe, Forschungsergebnisse sowie Folgen und Nachwirkungen dieses Aufeinandertreffens der Kulturen, findet im ersten Teil des Werks gut zwei Dutzend kurze, reich illustrierte Aufsätze vor. Obwohl die sehr unterschiedliche Qualität und Aussagekraft der einzelnen Abhandlungen auffällt, insgesamt liest man auch diesen ersten Teil mit Bereicherung. Dazu trägt nicht zuletzt die Sicht der heutigen Nachfahren jener «entdeckten» Völker bei, die im Grusswort der Prinzessin von Tonga, Salote Pilolevu Tuita, oder etwa in den Artikeln von Paul Tapsell zu den Maori und von Maria Nugent und Jenny Newell, *James Cook, der Entdecker? Die Australische Perspektive*, zur Sprache kommt.

Leider versprechen die Titel etlicher Aufsätze zu viel, was sie nicht halten können. Wenn etwa H. Walter Leck unter dem Titel *Botanik in der Zeit der Aufklärung* lediglich untersucht, welche Pflanzen auf den Gesellschaftsinseln von den Botanikern, die auf Cooks Reisen dabei waren, beschrieben wurden und wie diese Beschreibungen sich etabliert haben oder eben nicht, dann ist das Irreführung des Publikums. Lieber hätte man noch den einen oder anderen informativen Text zu Themen gelesen, die sich zwar fast aufdrängen, im vorliegenden Werk aber kaum berührt werden. Über das Expeditionswesen der Frühen Neuzeit zum Beispiel, das für das Verständnis von Cooks Unternehmungen so eminent wichtig ist, fallen nur beiläufig in Rainer Willmanns Aufsatz zur Zoologie in der Aufklärung einige Bemerkungen.

Einen weiteren Wermutstropfen stellen ein fehlendes Register sowie kleinere Ungenauigkeiten im Literaturverzeichnis dar. Schade auch, dass die Autoren der einzelnen Artikel nicht kurz vorgestellt werden. Dies hätte oftmals den Blickwinkel, von dem aus die Arbeiten verfasst worden sind, erhellen können. Ist beispielsweise Anne Salmond, die den Tod Captain Cooks auf Hawaii kritisch beleuchtet, eine Hawaiianerin? Oder: Wieso ist Nigel Rigby befähigt, sich zur britischen Marine zur Zeit Cooks zu ussern (was er meines Erachtens nicht wirklich macht)?

Trotz diesen Mängeln ist *James Cook und die Entdeckung der Südsee* nicht nur ein hervorragender Ausstellungskatalog, sondern auch ein Werk, das fesselnd einführt in den exotischen Pazifikraum des 18. Jahrhunderts von der Südsee bis zur Beringstrasse, uns die drei fast unglaublich weiten und gefährlichen Reisen Cooks und seiner

Mannschaft in ungewohnter Weise nahebringt und dessen reichhaltige wissenschaftliche Ergebnisse sowie die zusammengetragenen naturkundlichen und ethnografischen Sammlungen anschaulich ausbreitet.

Stefan Hächler, Bern

Kehrli, Manuel: «sein Geist ist zu allem fähig». Der Maler, Sammler und Kunstkenner Johann Rudolf Huber 1668–1748.

Basel: Schwabe 2010. 216 S. ISBN 978-3-7965-2702-9.

Der vielseitige Barockmaler Johann Rudolf Huber war zu seiner Zeit hochberühmt – heute kennen ihn nur noch Spezialisten. Er hat ein umfangreiches malerisches Oeuvre hinterlassen, das von Bildnissen bis zu ganzen Raumausstattungen reicht und sich zu einem grossen Teil bis heute in Privatbesitz befindet. Zudem war Huber ein ausgezeichnete Zeichner; eine Begabung, die durch zahlreiche Entwürfe überliefert ist. Mit dem handlichen und schön gestalteten Buch von Manuel Kehrli liegt erstmals eine Würdigung dieses Malers vor. Das Kapitel Rezeptionsgeschichte hilft nachzuvollziehen, wie sich der Weg vom hochgelobten Künstler seiner Zeit bis zur heutigen Vergessenheit vollzog.

Die im Spätmittelalter aus Süddeutschland zugewanderten Vorfahren Hubers waren in Basel in die Ratsgeschlechter aufgestiegen, wodurch Maler Hubers Ansehen in der besseren Gesellschaft auch ausserhalb der Rheinstadt gestärkt wurde. In diesen Kreisen fand er quasi als «Gleichgestellter» seine Auftraggeber und konnte ihren künstlerischen Bedürfnissen und ihrem Geschmack perfekt entsprechen. Es waren zunächst die süddeutschen Markgrafen von Baden-Durlach in Basel und Stuttgart, später vor allem die Berner Patrizier, denen er während einer Generation gleichsam als «Hofmaler» diente, obwohl er nie definitiv nach Bern zog.

Das Schwergewicht von Hubers Schaffen lag auf der Porträtmalerei, die er in Bern dank seiner Begabung und einer guten Ausbildung in Italien auf ein neues Niveau hob. Auch in anderen Gattungen der Malerei war er tätig, er schuf heraldische Buchmalerei, war ein hervorragender Entwerfer von Vorlagen für die Reproduktionsgrafik, für Siegel, Münzen und Medaillen, wie auch für Bildhauerarbeiten. Er übernahm ebenso private wie öffentliche Aufgaben. Daneben war Huber, der in seiner Zeit als ausgezeichnete Kunstkenner und -kritiker galt, auch als Sammler und Händler tätig. Er pflegte Freundschaften mit der geistigen Elite der damaligen Eidgenossenschaft.

Ausserordentlich interessant ist das Selbstbewusstsein des Malers, das sich darin äussert, dass er über seine Aufträge genauestens Buch führte. Wertvoll ist Manuel Kehrli's Würdigung dieses Registers im kunstgeschichtlichen Zusammenhang.

Manuel Kehrli nähert sich dem Maler von der historischen Seite: Das Einbetten von Hubers Schaffen in die Gesellschaft des Spätbarock gelingt ihm ausgezeichnet. Dadurch erfährt der Leser viel Interessantes zur Personengeschichte von Hubers Umfeld (z.B. 149), und es ist faszinierend zu sehen, wie klein der Kreis der Leute von Rang war, wie sich seine Auftraggeber wohl mehrheitlich kannten. Trotzdem wirkt der Textblock zum Berner Regiment (97f.) in diesem Zusammenhang etwas befremdlich.

Manuel Kehrli's Begründung, dass es aufgrund der Forschungslage nicht möglich sei, einen umfassenden Oeuvrekatalog vorzulegen, ist leicht nachzuvollziehen. Der Haupttext hätte aber durch einen formal abgetrennten, provisorischen Werkkatalog entlastet werden können, denn dort macht die blossе Beschreibung eines nicht abgebildeten Porträts wenig Sinn. Da Kehrli auf einen allgemeinen Exkurs zum Hauptthema des Buches, der Porträtmalerei, verzichtet, ist nicht leicht nachzuvollziehen, was Hubers Porträts so fortschrittlich machte. Ein weiteres interessantes ikonografische Thema, jenes nach der Wahl und Bedeutung der Attribute der Porträtierten, ist nur stellenweise angetönt (z.B. 109 oder 115).

Manuel Kehrli hat die Schwerpunkte bewusst anders gesetzt. Es kommt ihm das grosse Verdienst zu, durch seine langjährigen Forschungen einen weitgehend vergessenen Maler wiederentdeckt zu haben. Seine historische Spurensuche bringt Einblicke in die Tätigkeit eines Malers, der trotz seines fortschrittlichen, nahezu «aufgeklärten» Selbstbewusstseins in fast mittelalterlichem Sinn ein Auftragsmaler geblieben ist. Oder, wenn ich das Titelzitat in heutige Sprache übersetzen würde: Er hatte das Talent zu einem grossen Maler. Seine Werke sprechen aber die Sprache einer Welt, die uns sehr fremd geworden ist.

Charlotte Gutscher, Bern

Kellerhals, Katharina: Der gute Schüler war auch früher ein Mädchen. Schulgesetzgebung, Fächerkanon und Geschlecht in der Volksschule des Kantons Bern 1835–1897.

Bern: Haupt Verlag 2010. 283 S. ISBN 978-3-258-07603-4.

Die Frage nach einem Zusammenhang zwischen Geschlecht und schulischem Erfolg prägt seit einigen Jahren politische und öffentliche Debatten um das Schulsystem in der Schweiz. Eine historische Kontextualisierung des Gegenstandes stand aber bisher aus. Diesem Umstand wirkt Katharina Kellerhals mit ihrer Dissertation *Der gute Schüler war auch früher ein Mädchen* entgegen. Ausgehend vom egalitär ausgerichteten kantonalen Primarschulgesetz von 1835 verfolgt Kellerhals darin die Entwicklung der Berner Schulgesetzgebung, des Fächerkanons sowie der Lehr- und Unterrichtspläne im Laufe des

19. Jahrhunderts, wobei der Fokus auf deren geschlechterspezifischer Ausdifferenzierung liegt. Ergänzend analysiert sie die Veränderungen des pädagogischen und schulpolitischen Diskurses in derselben Zeitspanne, wozu pädagogische Zeitschriften und Parlamentsprotokolle des bernischen Grossen Rates als Quellengrundlage dienen.

Nicht nur in geschlechtergeschichtlicher Hinsicht stellt Kellerhals' Dissertation eine wichtige Ergänzung zur bestehenden Forschung dar. Die Berner Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts wurde bisher hauptsächlich anhand von Regionalstudien aufgearbeitet, ein Überblickswerk über die kantonale Entwicklung des Primarschulwesens fehlte. Hier schafft Kellerhals' Studie mittels einer detaillierten Aufarbeitung der Entwicklung von Schulgesetzgebung und Lehrplänen Abhilfe.

Ihre Analyse beginnt mit der liberalen Revolution des Jahres 1831 und der dadurch eingeleiteten Übernahme der Schulgeschäfte durch den Staat. Das neu eingesetzte Erziehungsdepartement des Kantons Bern erarbeitete bis 1835 ein kantonsweit gültiges Primarschulgesetz. Festgelegt wurden darin ein verbindlicher Fächerkanon und die Gewichtung einzelner Fächer, wobei keinerlei Unterschiede zwischen den Geschlechtern gemacht wurden. Im Gegenteil hielten die Autoren des Gesetzes explizit fest, dass der Unterricht nicht durch sogenannte weibliche Arbeiten gestört werden dürfe. Diese egalitäre Ausrichtung des öffentlichen Primarschulwesens blieb in Bern bis in die 1870er-Jahre erhalten. Kellerhals schreibt es veränderten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu, dass im Schulgesetz von 1870 erstmals eine geschlechterspezifische Ausdifferenzierung des Fächerkanons vorgenommen wurde: Der bereits 1864 eingeführte Handarbeitsunterricht für Mädchen wurde gesetzlich festgeschrieben, die Jungen sollten in dieser Zeit am neu eingeführten Turnunterricht teilnehmen. Diese Veränderung, welche der bisherigen egalitären Ausrichtung des Berner Schulsystems zuwiderlief, wurde keineswegs widerstandslos durchgesetzt. Wie Kellerhals zeigt, war die Einführung der neuen Fächer Turnen und Handarbeit lange Jahre Thema pädagogischer Debatten, sowohl im Parlament als auch in den entsprechenden Zeitschriften. Damit einher gingen während des ganzen 19. Jahrhunderts ausführliche Diskussionen um das Verhältnis der Geschlechter innerhalb der öffentlichen Schule. Das Aufzeigen dieses Diskurses ist ein zentrales Element der Dissertation Kellerhals', was spannende Einblicke in die jeweiligen Gesetzgebungsprozesse gestattet. Schade ist einzig, dass die Autorin in diesen Passagen über weite Strecken dem Deskriptiven verhaftet bleibt.

Die geschlechterspezifische Ausdifferenzierung des Schulgesetzes von 1870 steht symptomatisch für die sukzessive Durchsetzung eines bürgerlichen Geschlechtermodells und die Konstruktion typisch weiblicher Betätigungsfelder. Die Vermittlung dieses Geschlechtermodells und damit verbundener Werte gehörte von da an zur Tätigkeit der

öffentlichen Schule des Kantons Bern. Hierdurch wird deutlich, wie sich die Schulgesetzgebung und insbesondere die Lehr- und Unterrichtspläne zu Steuerungsinstrumenten sozialer Normierung entwickelten. Kellerhals zeigt auf, dass diese Instrumente auch zur gezielten Förderung von Jungen eingesetzt wurden. Während die Mädchen immer mehr mit Handarbeitsunterricht beschäftigt waren, erhielten die Jungen in dieser Zeit zusätzlichen Unterricht in der allgemeinen Schulbildung. Trotz dieser Massnahme schnitten die Mädchen im gesamten Untersuchungszeitraum der Studie deutlich besser ab als die Jungen. Kellerhals schreibt diese Tatsache – die sich auch dann nicht änderte, als die Mädchen aufgrund des Handarbeitens weniger Schulstunden besuchten – den schulkonformen Verhaltensweisen von Mädchen zu. Mit dieser bis heute bestehenden Gleichsetzung von als typisch weiblich eingestuftem Verhalten mit höherer Schultauglichkeit schliesst die Autorin den Kreis zu den eingangs erwähnten aktuellen Diskussionen.

Die Dissertation Kellerhals' bietet also nicht nur einen Überblick über die Berner Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts. Dank der detaillierten Aufarbeitung politischer und pädagogischer Debatten gestattet die Studie Einsicht in die Wahrnehmung des Geschlechterverhältnisses in schulischem Kontext sowie in die Argumentationskultur von Schulpolitikern und Pädagogen. Getrübt wird das Bild einzig durch die erwähnten allzu deskriptiven Passagen, denen ein höheres Mass analytischen Tiefgangs zuträglich gewesen wäre. Insgesamt ist die Studie als wichtiger Beitrag zur Schul- und Geschlechtergeschichte zu werten, der nicht zuletzt eine vertiefte historische Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen der Schulpolitik ermöglicht.

Eva Keller, Bern

**Martin-Kilcher, Stefanie; Schatzmann, Regula (Hrsg.):
Das römische Heiligtum von Thun-Allmendingen, die Regio
Lindensis und die Alpen.**

Schriften des Bernischen Historischen Museums, Band 9, Bern 2009. 358 S.
ISBN 978-3-9523269-2-3.

Unter der Federführung von Stefanie Martin-Kilcher und Regula Schatzmann schufen 21 Forscherinnen und Forscher ein umfassendes Werk zum römischen Heiligtum von Thun-Allmendingen. Vorangegangen war ein Forschungsprojekt, das Martin-Kilcher mit Studierenden am Seminar für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie der römischen Provinzen an der Universität Bern durchführte.

Die Monographie kann in drei Schwerpunkte aufgeteilt werden: Situation, Forschungsgeschichte mit Quellenkritik und bauliche Überreste (Kapitel 1–4); Vorstellung

und Interpretation der Fundobjekte (Kapitel 5); Forschungsergebnis im archäologischen, religiösen und geographischen Kontext (Kapitel 6–8).

Gishan F. Schaeren führt mit seinen Ausführungen zu Topographie und Forschungsgeschichte den Leser auf verständliche Weise an die komplexe Thematik heran. Zusammen mit Martin-Kilcher schafft er es, aus den sehr lückenhaften Dokumentationen, die von den Ausgrabungen von 1824/25, 1926 und 1967 vorliegen, die Befunde soweit zu rekonstruieren, dass daraus nachvollziehbare und vertretbare Interpretationen abgeleitet werden können.

Im Katalog und Tafelteil am Schluss des Werkes sind die Funde nach fünf anhand der räumlichen Situation definierten Zonen geordnet. Die Besprechung des Fundmaterials ist hingegen dem Fundort entsprechend gegliedert: Vorangestellt sind Objekte, die eindeutig einem religiösen Kontext angehören. Kapitel 5 geht aber deutlich über eine einfache Fundvorlage hinaus. So erfährt man von Heinz E. Herzig in Zusammenhang mit dem eine Inschrift an die «Alpes» tragenden Statuensockel Interessantes zum römischen Verständnis der Alpen. Gunther Martin fügt dem Aspekte aus der römischen Literatur bei, die sich auch mit diesem Hort drohender Naturgewalten auseinandersetze.

Auf ihre Rechnung kommen auch technisch Interessierte. Markus Binggeli beschreibt die experimentelle Herstellung eines Votivblechs und von Perlen aus hauchdünnem Goldblech. Schmunzeln lässt dabei die Erkenntnis, dass die Lotmasse zum Löten von Gold in Abänderung des Lotrezepts des Plinius auch ohne die Beigabe von Knabenurin funktioniert.

Von der Marmorstatuette einer synkretistischen Göttin über Miniaturgefäße aus Zinn und aus Ton bis zu den Terrakotten bieten die kultrelevanten Funde aus dem Heiligtum in einer breiten Palette mannigfache Anhaltspunkte zum Verständnis der Religiosität in römischer Zeit. Das übrige Fundmaterial, das von der mit rund 1750 Individuen vertretenen Keramik dominiert wird, weist ein ähnliches Spektrum auf, wie es für Fundstellen – auch ohne religiösen Kontext – in der weiteren Umgebung typisch ist. Eine Sonderstellung kommt unter diesen Funden zumindest den Hirschgeweihfragmenten zu, die von André Rehazek und Marc Nussbaumer zusammen mit den Tierknochen vorgestellt werden. Martin-Kilcher erläutert ergänzend die sakrale und rituelle Bedeutung des Hirsches, insbesondere in Zusammenhang mit der Jagdgöttin Diana. Deren Verehrung ist in Thun-Allmendingen klar fassbar. Eine weitere Besonderheit bilden die von Susanne Frey-Kupper ausgewerteten Münzen. Diese prägen normalerweise wichtige Teile des profanen Alltags. Als Spenden an eine Gottheit verwendet, werden sie unmittelbar zu Votiven und dadurch ihrem weiteren Umlauf entzogen. Die Münzreihe wirft einerseits ein die Datierung stützendes Licht auf die Fre-

quantierung des Heiligtums. Andererseits zeigt sie ein Spiegelbild der schon damals Schwankungen unterlegenen wirtschaftlichen und monetären Befindlichkeit einer Gesellschaft.

Martin-Kilcher entwirft in Kapitel 6 ein Bild des Kultorts. Das von einer Mauer umschlossene Areal kann in einen sakralen Süd- und eine profanen Nordbereich unterteilt werden. Im Süden standen, auf das Panorama der Alpen ausgerichtet, sieben Tempel und Kapellen, alle mit rechteckigem oder quadratischem Grundriss ohne Umgang. Im Norden waren mindestens vier Wohn- und Ökonomiegebäude vermutlich an die Innenseite der Umfassungsmauer gelehnt. Das Heiligtum wurde über einen langen Zeitraum, von der ersten Hälfte des 1. bis Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. von Gläubigen aufgesucht. Nach dem Auflassen musste es offensichtlich einen Bildersturm über sich ergehen lassen. Danach wurden seine Überreste von Schwemmsedimenten der Kander überdeckt und damit weiteren Zugriffen entzogen.

Die ab 1824 ausgegrabenen Funde machen deutlich, dass im römischen Heiligtum von Allmendingen den Gottheiten Jupiter, Diana und Alpes, einer Personifizierung der Alpen, ein besonderer Stellenwert zukam. Daneben gibt es Belege für eine ganze Reihe weiterer Göttinnen und Götter. Zur Trägerschaft des Tempelbezirks gibt es Hinweise auf hochrangige Persönlichkeiten – vermutlich mit Verbindungen zu Aventicum – und wohl auch auf eine Berufskorporation. Diese Stifter sicherten den Bestand des Heiligtums. Schliesslich bringt Andrea Schär die Bedeutung des Fundortes und der Region Thun in Zusammenhang mit seinem Umland zur Geltung. Am unteren Ende des Thunersees lag ein Knotenpunkt am Übergang vom Flachland zu den Alpen. Die Erträge aus Viehwirtschaft und Waldnutzung in den Alpentälern passierten die Örtlichkeit auf ihrem Weg Richtung Unterland. Für Handel und Verkehr bildete Thun-Allmendingen den Ausgangspunkt zu mehreren Passübergängen in den Berner Alpen.

Die Monographie sprengt den Rahmen einer üblichen archäologischen Fachpublikation. Auch wer in Archäologie nicht bewandert ist, findet in ihr viel Spannendes zu Religion, Kult und Gesellschaft in römischer Zeit. Einem kleinen Winkel im grossen römischen Reich, weitab von wichtigen Verkehrsrouten und Zentren, wird hier Leben eingehaucht.

Rudolf Zwahlen, Bern

**Niederhäuser, Peter: Die Familie von Mülinen – eine Adels-
geschichte im Spiegel des Familienarchivs.**

Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum, Band 21. Bern 2010.
64 S., mit Fotografien von Yvonne Hurni. ISBN 978-3-9523269-5-4.

In der Reihe *Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum* ist eine Publikation zu einem der letzten Adelsgeschlechter der Schweiz – den von Mülinen – erschienen. Kunstvoll fotografierte Schriftdokumente, Bilder und Waffen aus dem Familienarchiv führen die Leserin chronologisch durch rund 700 Jahre Familiengeschichte. Nach einer kurzen historischen Einführung besteht das Buch aus einem Katalog, der je auf einer Doppelseite die Fotografie des jeweiligen Quellenobjekts und auf der andern dessen kurze Interpretation und historische Einbettung präsentiert.

Die Familie von Mülinen wird 1278 zum ersten Mal erwähnt. Peter von Mülinen ist Schultheiss der habsburgischen Kleinstadt Brugg. Zwar spielte die Familie innerhalb der habsburgischen Landesverwaltung keine grosse Rolle, doch gelang es ihr, mit dem Erwerb der Burgruine Wildenstein 1301 und der Doppelburg Kasteln-Ruchenstein 1310 einen «Stammsitz» der Familie zu gründen und im Laufe des 14. Jahrhunderts eine ziemlich geschlossene Herrschaft über umliegende Dörfer aufzubauen. 1470 teilte sich die Familie durch die Eheschliessungen der Brüder Hans Albrecht und Hans Friedrich mit Töchtern aus «besten bernischen Häusern» in einen aargauischen und in einen bernischen Familienzweig auf. Früh erlangte die Familie so Zugang zu den wichtigsten bernischen Ämtern – z.B. wurde Beat Ludwig von Mülinen 1568 zum Schultheissen gewählt – und zählte bald zu den angesehensten Geschlechtern der Stadt. Nebst den politischen Ämtern prägte die militärische Laufbahn den Alltag der männlichen Familienmitglieder. Sie begaben sich nach Frankreich und Holland in Fremde Dienste. Albrecht von Mülinen z.B. befehligte 1678 ein eigenes Regiment in Holland, was das Ansehen der Familie steigerte. Auch in den politisch unruhigen Jahren nach dem Ende des Ancien Régime 1798 trat ein Vertreter der Familie, Niklaus Friedrich von Mülinen, als moderater Konservativer prominent auf. Er unterhielt Kontakte zu den wichtigsten Politikern Europas und bekam 1816 den österreichischen Grafentitel verliehen. Gleichzeitig stand er als Schultheiss von Bern von 1818 bis 1824 der eidgenössischen Tagsatzung vor und regte die Durchführung des Unspunnenfestes zur Stärkung des Schweizer Nationalgefühls an.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verlor das Patriziat seinen politischen Einfluss und seine gesellschaftliche Stellung. Die Nachfahren von Niklaus Friedrich wandten sich bürgerlichen Tätigkeiten zu. Niklaus Friedrich hatte die erste schweizerische Geschichtsgesellschaft gegründet und noch drei Generationen später zählten Vertreter der Familie

zu wichtigen Figuren der Schweizer Historikerzunft. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts machte zudem eine weibliche von Mülinen von sich reden: Helene von Mülinen war eine der herausragendsten Kämpferinnen in der frühen Frauenbewegung.

Auf dem Foto, durch welches die Leserin mit Helene von Mülinen bekannt gemacht wird, ist deren Publikation *Die Stellung der Frau zur Sozialen Aufgabe* – ein Aufruf zur weiblichen Eigenständigkeit – abgebildet, welche sich 1897 12 000 Mal verkaufen liess. Niklaus Friedrich wird anhand eines Gemäldes von 1820, auf dem er als «edler und feinsinniger Landmann» erscheint, sowie eines Fotos des Grafendiploms von 1816 nähergebracht. Eine andere Abbildung zeigt das Hausbuch des Offiziers, Albrecht von Mülinen, der darin während seines zweijährigen Aufenthaltes in Holland 1693–1695 über Einnahmen und Ausgaben und Erlebnisse Buch geführt hat. Diese und weitere zwanzig fotografierte Objekte – Ernennungsdiplome, Schwerter, Wappenscheiben oder ein Reisetagebuch nach Jerusalem – führen die Leserin dank der historischen Einbettung und kurzen Präsentation des Objekts durch die oben umrissene Geschichte dieser Adelsfamilie.

Peter Niederhäuser ist es gelungen, die Quellen nicht nur in einen familiären Rahmen einzubetten, sondern sie auch ins jeweilige politische Umfeld zu stellen und damit gleichzeitig einen blitzlichtartigen Einblick in die bernische bzw. europäische Geschichte vom 13. bis ins 19. Jahrhundert zu geben. Dabei wird deutlich, dass in der Schweiz der Adel zwar seit dem Mittelalter keine grosse Rolle mehr spielte, dass aber einzelne Familien doch noch jahrhundertlang in Militär und Politik wichtige Ämter besetzten und selbst nach dem Ende des Ancien Régime weiterhin auf der politischen Bühne anzutreffen waren. Gleichzeitig spiegelt Niederhäuser anhand des präsentierten Einblicks ins Familienarchiv das Selbstbild der Familie – so zum Beispiel die romantisierende Sehnsucht nach einer Herkunft aus dem 9. Jahrhundert, die in Gemälden aus dem 19. Jahrhundert aufscheint. Die von Niederhäuser und Hurni gewählte Darstellungsweise fasziniert und verführt. Auf fast sinnliche Weise bringt sie der Leserin die Familie näher. Die schönen Fotos tragen ebenso dazu bei wie die bewusst kurz gehaltenen Texte.

Die Kürze der Texte geht zwar leider hin und wieder auf Kosten historischer Präzision. Zusammenhänge werden nur angedeutet, Entwicklungen nur verkürzt erwähnt, Begriffe nicht weiter verortet. Wer sich in der Berner bzw. Schweizer Geschichte auskennt, ergänzt mühelos das Ausgelassene. Wer aber historisches Neuland betritt, wird sich aus andern Quellen Zusatzinformationen beschaffen müssen. Schade ist auch, dass von den abgebildeten Dokumenten keine Transkriptionen abgedruckt sind. Die auf den Fotos ersichtlichen Auszüge aus Hausbüchern oder Reisetagebüchern wecken Neugierde auf den genauen Inhalt. Und schliesslich fehlt ein übersichtlicher Stammbaum, anhand dessen es möglich wäre nachzuverfolgen, wo in der Generationenfolge sich die Leserin gerade befindet.

Dennoch liegt mit dem Bildband ein schönes Werk vor, das anhand von verschiedensten gekonnt inszenierten und fotografierten Quellen und deren klar verständlichen Analyse einen vielseitigen Einblick in die Geschichte der Familie von Mülinen sowie der Stadt Bern und der Eidgenossenschaft gewährt.

Birgit Stalder, Bern

Raemy, David: Nachhaltige Landschaftsentwicklung. Möglichkeiten der institutionellen Steuerung am Beispiel der Reblandschaft Bielersee.

Bern: Geographica Bernensia 2010. 194 S. ISBN 978-3-905835-19-9.

Die Arbeit besteht aus 4 Teilen, die von sehr verschiedener Relevanz sind. Im Teil A werden die theoretischen Grundlagen einer institutionellen Steuerung von Landschaftsprozessen, die auf Nachhaltigkeit zielen, dargelegt. Die Krux ist natürlich immer wieder, wie Nachhaltigkeit zu definieren ist. Das Modell der institutionellen Steuerung nachhaltiger Landschaftsentwicklung besteht aus drei Teilen: erstens der Landschaft selbst, zweitens dem «Institutionellen Regime» (dem eigentumsrechtlichen Regelwerk und den politisch-administrativen Akteuren, die z.B. Programme öffentlicher Schutz- und Nutzungspolitiken durchzusetzen versuchen). Im Zentrum stehen aber die sogenannten Akteurnetzwerke (etwa Schutzverbände, Planungsverbände), die sowohl aus dem institutionellen Umfeld wie auch indirekt von der Landschaft Aufgaben und Anreize erhalten. Über das institutionelle Umfeld gibt ein Verzeichnis der rechtlichen Grundlagen, die die Prozesssteuerung beeinflussen, Auskunft. Es sind für die Reblandschaft Bielersee nicht weniger als 8 Berichte und Botschaften des Bundes, 14 Bundesgesetze und Verordnungen und 13 Erlasse des kantonalen Rechts vom Bundesgesetz über den Wald bis zur Rebbauverordnung.

Institutionelles Gefüge und Akteurnetzwerke am Bielersee (Fallbeispiele Landschaftswerk Biel-Seeland, Konferenz Linkes Bielerseeufer und Rebgüterzusammenlegung Twann-Ligerz-Tüscherz) werden im Teil B dargestellt, der auch ein Porträt der Reblandschaft Bielersee enthält.

Teil C untersucht die Interaktionen zwischen dem institutionellem Regime und den Handlungen der Akteure und eruiert in den Empfehlungen für die künftige Entwicklung der Reblandschaft Bielersee Defizite auf beiden Seiten. Zu wirklich konkreten Handlungsempfehlungen kommt es aber nicht.

In Teil D präsentiert der Autor Erkenntnisse aus der Untersuchung und deren theoretische Relevanz. Er versucht, Indikatoren für eine Wertung des Akteurverhaltens in den verschiedenen Handlungsfeldern herzuleiten.

Raemy ist beeinflusst von Elinor Ostrom, die 2009 als erste Frau den Nobelpreis in Wirtschaft erhielt und die in ihrem Buch *Governing the Commons* (deutsch: Die Verfassung der Allmende) die jahrhundertealten Organisationsformen der Alpwirtschaft als Beispiel für nachhaltige Nutzung von Landschaftsressourcen darstellt. Ob aber die Rebbaulandschaft des Bielersees geeignet ist, sich das alpine Nutzungsmodell zur Steigerung der Nachhaltigkeit überstülpen zu lassen, mag dahingestellt sein. Raemy postuliert eine umfassende Bodenrechtsreform. Durch sie «würden die Eigentums- und Verfügungsrechte an der Landschaft der Gemeinschaft übertragen, während die bisherigen Eigentümerinnen und Eigentümer lediglich bestimmte zeitlich beschränkte Nutzungsrechte und Unterhaltspflichten erhielten». Parallel dazu schlägt er eine eigenständige Bundespolitik «Natur und Landschaft» vor, also eine Zentralisierung der Landschaftspolitik und -entwicklung. Allerdings widerspricht das der in der Zusammenfassung formulierten Empfehlung zur Erhaltung der stabilen Eigentumsverhältnisse. Dafür ist eine weitere Empfehlung, nämlich die einer verstärkten Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden am nördlichen Bielerseeufer, schon ins Stadium der Realisierung getreten: am 1. Januar 2010 fusionierten *Twann* und *Tüscherz-Alfermée* zur Gemeinde *Twann-Tüscherz*. Das wäre bei der Überarbeitung der Dissertation nachzutragen gewesen.

Die Arbeit Raemys ist vom Ansatz her äusserst interessant und hätte im Sinn eines Handbuches der nachhaltigen Landschaftsentwicklung eine praktische Hilfe und Anleitung für Akteure (institutionelle und betroffene) abgeben können. Der hohe Theoretisierungsgrad und die schwer verständliche Fachsprache verhindern das zum Teil. Leider gibt es auch sachliche Fehler zu beklagen, so etwa S. 105 «Das Landschaftswerk Biel-Seeland ist heute ein Dienstleistungsbetrieb des Vereins Bielerseeschutz (VBS)». Das ist überholt. Den Verein Bielerseeschutz gibt es seit 2007 nicht mehr. Seine Nachfolgeorganisation, entstanden aus dem VBS und aus der Interessengemeinschaft Bielersee (IGB), die seltsamerweise keine Erwähnung in Raemys Arbeit findet, ist der Verein *Netzwerk Bielersee*, der die Aktienmehrheit an der «Landschaftswerk Biel Seeland AG» besitzt. In Artikel 2 der Statuten vom 06.09.2007 definiert das «Netzwerk» seinen Zweck übrigens genau so, wie Raemy es postuliert: «Der Verein setzt sich ... für eine nachhaltige Entwicklung ein. Er trägt zur Erhaltung und Verbesserung des Lebensraums..., der Lebens- und der Wasserqualität bei, fördert aktiv die ökologische Aufwertung der Landschaft ... und bewahrt die ortstypischen Kulturlandschaften und Baudenkmäler als Bestandteile der kulturellen Identität.»

Es wäre hilfreich gewesen, das Manuskript der Dissertation für die Publikation zu straffen, stilistisch zu überarbeiten. Karten sollten so gedruckt werden, dass sie ohne Lupe lesbar sind.

Christoph Zürcher, Bern

Rogger, Franziska; Bankowski, Monika: Ganz Europa blickt auf uns! Das schweizerische Frauenstudium und seine russischen Pionierinnen.

Baden: hier + jetzt 2010. 292 S. ISBN 978-3-03919-146-8.

Ganz Europa blickt auf uns! – so der vielversprechende Titel des Buches, sinngemäss nach einem Zitat der Russin Anna Oehme, die damit auf den «revolutionären Kampf» (9) und nicht – wie im Untertitel ausgeführt – auf das schweizerische Frauenstudium zielte. «Niemand wird zwar behaupten wollen, dass «die Blicke von ganz Europa» auf der eher unauffälligen und strebsamen Studentin Virginia Schlykowa ruhten» (11), präzisieren die Autorinnen, die Historikerin Franziska Rogger und die Slawistin Monika Bankowski, bereits im Vorwort. In der Tat legt die Quellenbasis nahe, dass der rote Faden ein biografischer sein muss: Der Nachlass der Russin Virginia Schlykowa (1853–1949), bestehend aus dem Briefwechsel (ca. achtzig Briefe) mit ihrem armenischen Bräutigam und späteren Ehemann Haruthiun Abelajanz, ergänzt durch Korrespondenz von Studienkolleginnen und -kollegen, Freundinnen, Freunden und Angehörigen, vor allem der drei Kinder des Paares sowie diverse Entwürfe unveröffentlichter Memoiren Schlykawas, wurden von ihrer Enkelin Franziska Frey-Wettstein – sie verfasste das Nachwort – zur Verfügung gestellt. Der reich bebilderte Band verfügt im Anhang über ein Personenregister.

Von Privatlehrern unterrichtet erlebte Virginia Schlykowa mit ihrer Schwester die sorglose Kinder- und Jugendzeit einer russisch-adligen Gutsherrentochter, wurde bei gesellschaftlicher Geselligkeit über politische Bewegungen wie Revolution oder Frauenbewegung aufgeklärt und beschloss, Ärztin zu werden. 1872 reiste sie mit Mutter und Gesellschafterin nach Zürich und traf ihre radikal politische Landsmännin Vera Ljubatowitsch, welche für viele Russinnen sowohl in politischer wie auch in studienorganisatorischer Hinsicht als Anlaufstelle diente. Vera Ljubatowitsch gehörte zum Trupp der sogenannten «Kosakenpferdchen», die mit «greller Andersartigkeit» (41) – sie propagierten «wilde Ehe und freie Liebe» (40) – eine «Gefahr für ernsthafte Universitätsfrauen» (45) darstellten. So bezog Virginia Schlykowa ausserhalb des «Russenviertels» zwei Mietzimmer. Bald kam auch ihre Schwester Raissa Putjata-Schlykowa – sie war getrennt von ihrem Mann und liess ihre zwei Kinder in Russland zurück – zum Medizinstudium nach Zürich. In einem Chemiekurs verliebte sich Virginia Schlykowa in den Assistenten, den Armenier Haruthiun Abelajanz. Als 1873 das Frauenstudium in Zürich per Dekret vom zaristischen Russland verboten wurde, setzten die Schlykawaschwestern ihr Studium an der Berner Universität fort, wo sie, wohlwollend aufgenommen, in fortschrittlicher Medizin – z.B. derjenigen von Theodor

Kocher – ausgebildet wurden und im Landhaus Liebegg über dem Bärengraben residierten. 1876 promovierte Virginia Schlykowa in Bern als 7. und in der Schweiz als 20. Medizinerin, reiste umgehend zu ihrem armenischen Verlobten nach Zürich zurück und wurde schwanger. Zwar erhielt ihr Mann die Stelle als Kantonschemiker, und eine zweite Tochter wurde geboren, doch die Ehe war nicht glücklich. Zunehmende Vereinheitlichungsbestrebungen der Zulassungsbedingungen für das Medizinstudium – der Bund verlangte nun Matur und Staatsexamen – verunmöglichten Virginia Schlykowa ein Praktizieren als Ärztin, sodass sie in den nächsten 25 Jahren ihr Leben als Hausfrau und dreifache Mutter verbrachte und sich vor allem gegen Schwester und Mutter in Erbstreitigkeiten Recht zu verschaffen suchte. Ihre eigenen Töchter erlernten keinen Beruf; die Tochter Ella heiratete sich aber in die prominente Zürcher Bankiersfamilie Wettstein ein. Dann, 1900, besann sich Virginia Schlykowa auf ihre «fachlichen Fähigkeiten», trennte sich von ihrem Mann und suchte ein «einträgliches Betätigungsfeld» (198): Sie absolvierte in Stockholm eine Ausbildung als Heilmasseurin und erzielte in der Phase der gesamtgesellschaftlichen Reformbewegung um die Jahrhundertwende als Alternativ-Medizinerin u.a. in Kairo und Vulpera, später als Massagelehrerin in Zürich grosse Erfolge: Bis ins Alter von 84 Jahren erteilte «Frau Dr. Schlikow» im privaten und öffentlichen Raum Unterricht und lebte bis zu ihrem Tod 1949 in der Familie ihrer Tochter Ella Wettstein.

Auf den Titel zurückkommend bleibt die Frage: Haben die vielen Russinnen an Schweizer Universitäten das Studium für Frauen tatsächlich befördert? Ilse Costas (1992)¹ z.B. gewichtet anders: In der Schweiz war Hochschulbildung für gesellschaftlichen Einfluss und Macht keine Bedingung. Das geringe Sozialprestige akademischer Bildung und die Herkunft und Zusammensetzung der Professorenschaft – viele kamen als Flüchtlinge oder wurden von liberalen Kantonsregierungen berufen – ermöglichten den frühen Zugang für Frauen an Schweizer Universitäten. Als gegen 1900 endlich auch die Schweizerfrauen ihr Interesse an akademischer Bildung manifestierten, waren die oben erwähnten Ausschlussmechanismen bereits in vollem Gange.

Mit viel Emotionen wird das bewegte Leben der Protagonistin dargestellt: «Nachgespürt» wird in diesem Buch der Kluft zwischen «hochfliegendem Ideal und niederdrückender Wirklichkeit im Leben der ersten Studentinnengeneration» (10), und dazu erfahren wir detailliert recherchierte, zum Teil redundante, aber immer unterhaltsame Ausführungen, Anekdoten, Geschichten in Geschichten, ergänzende Erklärungen und Vermutungen. Unzählige Namen und Hinweise erschweren allerdings einerseits die Lektüre, ermöglichen andererseits aber auch interessierten Leserinnen und Lesern weiterführende Recherchen. Leider sind unzählige Hinweise nur beschränkt nachvollziehbar, weil die Autorinnen in der Regel nur summarisch zitieren.

Man wünscht sich als Leserin mehr inhaltliche Straffung und Systematik, aber die Belesenheit der Autorinnen bietet eine Fülle von neuartigen und faszinierenden Informationen: Wir staunen z.B. über die avantgardistisch-emanzipierte Lebensweise der «Kosakenpferdchen» vor bald 150 Jahren und wir tauchen ein in die vergangene Atmosphäre der Luxushotels in Kairo, wir sind überrascht über die Radikalität der Wellnessbewegung um 1900 und – einmal mehr – fassungslos über die entwürdigende rechtliche Vermögenslage der Frauen in der Schweiz zur genau gleichen Zeit.

Katharina Kellerhals, Bern

- ¹ Costas, Ilse: Der Kampf um das Frauenstudium im internationalen Vergleich. Begünstigende und hemmende Faktoren für die Emanzipation der Frauen aus ihrer intellektuellen Unmündigkeit in unterschiedlichen bürgerlichen Gesellschaften. In: Schlüter, A. (Hrsg.): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? (Frauen in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 22.) Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1992, 115–144.

Schneider, Thomas Franz; Blatter, Erich (Hrsg.): Ortsnamenbuch des Kantons Bern [Alter Kantonsteil], I Dokumentation und Deutung, Vierter Teil: N–B/P.

Tübingen und Basel: A. Francke 2011. 512 S. ISBN 978-3-7720-8383-9.

Wer das vom unvergessenen Mundartforscher Paul Zinsli begonnene Werk kennt, darf sich heute freuen, denn unter der neuen Leitung von Elke Hentschel konnte nur gut zwei Jahre nach dem dritten Teil schon der vierte erscheinen. Und diesmal sind es ganze 780 (halbseitige) Spalten, in denen die Stichworte zwischen «Näbe» und «mons vocatur Byninguen» zu finden sind. Jedes Mal aufs Neue staunt man über den Reichtum unseres Kantons an Benennungen für Ort und Flur, für «Grund und Grat», um den Begründer des Werkes ehrend zu zitieren.

Wie schon in den früheren Bänden lässt sich aus den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Belegstellen, die jeweils die einzelnen Artikel einleiten, die Entwicklung des geschriebenen und des gesprochenen Ortsnamens ablesen. Im zweiten Teil jedes Artikels wird versucht, die Etymologie des Namens aufzuhellen. Vieles ist für Berndeutsch Sprechende selbstverständlich, wird aber für Nicht-Berner, und an sie richtet sich das Buch genauso wie an Hiesige, sorgfältig in den germanistischen Kontext gestellt. Spannend wird die Lektüre der etymologischen Ansätze bei Namen, von denen man selber schon mehrere Deutungen gehört hat. So zum Beispiel beim Niesen. Über eineinhalb Seiten erstreckt sich die sorgfältige Abwägung der möglichen und wahrscheinlichen Ursprünge.

Namen aus der gallorömischen Sprache wie etwa jener des Baches Önz findet man ebenso wie solche, bei denen auch der keltisch-lateinische Ansatz versagt. So muss

etwa beim Stichwort Oltsch- ein Rückgriff auf frankoprovenzalisches Wortgut gesucht werden.

Den jetzt vorliegenden Band hat man aber mit besonderer Spannung erwartet, denn hier steht nun endlich das Stichwort Bern. Welche Erklärung des Namens haben sich die Ortsnamenforscher wohl als die richtige ausgesucht? Die Sache mit der Bärenjagd nach Justinger? Den Hinweis auf «taberna» in der Peutingerschen Tafel, wie Paul Hofer vermutet hat? Die Ableitung aus Brenodurum, dem wahrscheinlichen Namen der gallorömischen Siedlung auf der Engehalbinsel? Oder am Ende den Hinweis auf Welsch-Bern, Verona, mit dem Ferdinand Vetter vor über hundert Jahren die Namensfrage als ein für alle Mal geklärt hielt? Man muss auch heute noch dem genannten Germanisten grosse, charismatische Überzeugungskraft zugestehen. Er hat damals nicht nur erreicht, dass jedermann seine Namenserklärung für die einzig mögliche hielt, sondern er, der nicht eben kirchliche Mann, hat auch alle für das Projekt begeistern können, den Berner Münsterturm endlich zu «vollenden». Zwar lassen die Autoren offen, dass ein vorgefundener Flur- oder Flussabschnittsname die Namensgebung beeinflusst haben könnte, doch schreiben sie wörtlich «Bern ist Erinnerungs- und Programmname...». Der Schreibende hat hier seine Zweifel. Warum hat erst Berchtold V. eine neu gegründete Stadt in Verehrung für Dietrich von Bern so benannt, warum nicht schon einer seiner Vorfahren bei den vielen Neugründungen in den 130 Jahren, die seit der Verleihung der Markgrafschaft Verona an Berchtold I. verflossen waren? Ist es heute noch verantwortbar, dem Mittelalterverständnis eines Sprachgelehrten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer so heiklen und durch keine Quellen belegbaren Frage Glauben zu schenken? Wäre vielleicht doch ein «nescimus, wir wissen es nicht» ehrlicher gewesen?

Im Ganzen gesehen ist es aber ein unglaublich reiches Buch, eine grossartige Grundlage für Forschungen auf verschiedensten Gebieten. Für den interessierten Laien sind auch in diesem Band eine erklärende Liste der Fachausdrücke und ein Sachglossar im umfangreichen Einleitungsteil enthalten. Neu aufgenommen wurde ein Verzeichnis der häufigsten Suffixe und der gängigen Ortsnamen-Endungen. Leider ist der Wunsch des Schreibenden, der beim dritten Band vorgeschlagen hatte, man könnte Begriffe wie «Kilchhöri» oder «Zelg» hinzufügen, nicht in Erfüllung gegangen. Und weiterhin legt der Stadtkämmerer dem Rat die Rechnung vor. Ist das Wort Säckelmeister wirklich tabu? Man kann sich bei einem Buch über bernische Themen generell fragen, ob man sich bundesdeutscher Sprachgewohnheit beugen muss. Das betrifft auch den hier Berthold geschriebenen Namen unseres Stadtgründers, der in der Handfeste als Berchtoldus und am Zähringerbrunnen wie auch am Zytglogge mit Berchtoldus bezeichnet wird.

Hoffnungsfroh stimmt jedoch der Hinweis im Vorwort, dass bereits parallel zur Fertigstellung des vorliegenden Bandes am fünften Teil gearbeitet wurde. Er wird die Buchstaben Q, R und S umfassen. Wir freuen uns darauf!

Berchtold Weber, Bern

Tosato-Rigo, Danièle: La chronique de Jodocus Jost. Miroir du monde d'un paysan bernois du XVIIe siècle.

Lausanne: SHSR 2009 (Mémoires et documents publiés par La Société d'histoire de la Suisse romande, 4ème Série, vol. X). 403 S. ISBN 978-2-940066-08-7.

Der meist als Jost von Brechtershäusern bekannte, wohlhabende Emmentaler Bauer Jodocus Jost (1589?–1657) schrieb in seinen letzten Lebensjahren eine Chronik der grossen und kleinen Ereignisse, die sein Leben prägten. Seit dem 19. Jahrhundert haben sich die Historiker immer wieder dieser Quelle bedient, handelt es sich doch um den sehr seltenen Fall, dass eine Chronik nicht von einem Mitglied der traditionellen Bildungsschichten geschrieben wurde. Allerdings hat diese Chronik bisher kaum eine kritische Würdigung erhalten. Sie diente vor allem als Steinbruch für «authentische» Zitate über den Bauernkrieg, man begrüusste oder bedauerte Josts letzten Endes ablehnende Haltung gegenüber dem Aufstand der Landschaft. In ihrer Lausanner Dissertation hat Danièle Tosato-Rigo sich die Aufgabe gestellt, die Chronik neu zu edieren, sie in den Kontext der bäuerlichen Lebenswelt zu stellen und das Werk als Ganzes zu würdigen.

Bereits die Überlieferung ist alles andere als einfach. Wir stützen uns heute auf zwei miteinander eng verbundenen Abschriften des 19. Jahrhunderts, nicht etwa des Originals, sondern einer – verschollenen – Kopie aus dem Jahre 1725. Der genaue Aufbau der Chronik kann daher nicht bis ins Letzte rekonstruiert werden und viele Ungereimtheiten im Aufbau der Chronik bleiben deshalb nicht interpretierbar.

In einem vorzüglichen Überblick stellt die Autorin vorerst die bäuerliche Lebenswelt im Emmental in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges vor. Hochkonjunktur und Krise haben diese Jahre geprägt und sind als tief pessimistische Grunderfahrung in die Chronik mit eingeflossen.

Neben lokalen Begebenheiten stehen drei grosse Ereignisse im Zentrum der Chronik: der Dreissigjährige Krieg, der Bauernkrieg und schliesslich der (1.) Villmerger Krieg. Die sorgfältige Analyse zeigt, dass es sich nicht um eine willkürliche Aneinanderreihung von Ereignissen handelt, sondern dass hinter der Chronik der Wille zu einer klaren Deutung der vom Verfasser miterlebten Geschichte steht. Diese Deutung wurzelt im religiösen, sozialen und politischen Selbstverständnis des Verfassers. Für ihn

widerspiegelt sich die gottgewollte Ordnung in der gesellschaftlichen Ordnung im Diesseits. Dabei zeichnet der Chronist die ausserordentlichen und einmaligen Ereignisse auf, die alle den Weg aufzeigen, der von einer heilen Welt zum Verderben führt. Dem Dreissigjährigen Krieg gibt er eine apokalyptische Dimension; er ist Strafe Gottes und Kampf des Guten gegen das Böse in einem. Die Chronik zeigt vor allem deutlich, dass auch in bäuerlichen Kreisen, weit weg von den europäischen Kriegsschauplätzen und den städtischen Zentren des Informationsaustausches, die grossen europäischen und eidgenössischen Ereignisse bekannt waren und mitverfolgt wurden. Die Nachrichten sickerten auf mündlichem Weg – vielleicht über Pfarrherren, Flüchtlinge, Söldner – und sicher auch über Flugblätter bis ins hinterste Tal durch.

Zweifellos war der Bauernkrieg das Schlüsselerlebnis im Leben Jodocus Josts. Aus dem Gesamtzusammenhang ergibt sich auch, dass seine Haltung gegenüber den bäuerlichen Forderungen und den Ereignissen des Jahres 1653 nicht so undifferenziert war, wie die Geschichtsschreibung bisher angenommen hat. Die bäuerlichen Forderungen lehnt er nicht grundsätzlich ab, den Bundesschwur der Bauern hingegen kann er nicht gutheissen. Die durch die Eide bekräftigte Ordnung zwischen Obrigkeit und Untertanen wird durch den Bundesschwur infrage gestellt; dieser wird zur frevlerischen Tat. Eine differenzierte Lektüre zeigt den Chronisten hin- und hergerissen zwischen Verständnis für die bäuerlichen Anliegen und seinem unbedingten Glauben an eine von Gott gewollten Gesellschaftsordnung, gegen die in seinen Augen nicht nur die Bauern, sondern auch die bernische Obrigkeit verstiessen.

Der Bauernkrieg ist wohl auch Beweggrund und Auslöser, dass sich Jost an das Werk einer Chronik machte. Er wollte Rechenschaft ablegen, wie es kam, dass die Welt aus den Fugen geraten war.

Der Schluss der Chronik erzählt fast tagebuchartig den Villmergerkrieg, wobei es Jost tunlichst vermeidet, von einem konfessionellen Konflikt zu sprechen. Das Unheil nimmt seinen unerbittlichen Lauf.

Mit den Methoden der Mentalitätsgeschichte ist es Danièle Tosato-Rigo gelungen, die Bedeutung der Chronik in ihrer ganzen Vielfalt herauszuarbeiten. Es handelt sich nicht um ein zufällig überliefertes Kuriosum der bernischen Historiographie, sondern um eine wohl durchdachte Standortbestimmung eines Zeitgenossen, der den Weltenlauf an seinen moralischen, religiösen und gesellschaftlichen Grundüberzeugungen misst. Hier finden denn auch die zahlreichen «faits-divers» – Naturerscheinungen, Unglücksfälle und Verbrechen – ihren Platz, nicht als Anekdoten, sondern als Teil einer grösseren Erzählung, die von Pessimismus und verletztem Stolz zeugt.

François de Capitani, Bern